



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dirksen, Herbert von: Südafrikanische Eindrücke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Südafrikanische Eindrücke

Von Dr. jur. Herbert von Dirksen=Bonn

1. Das Land



ature has worked in Afrika upon larger and broader lines than she has done in Europe.“ Diese Worte Bryce's in seinem Buche über Südafrika erfassen ganz die Eigenart der südafrikanischen Natur. Denn in der Tat: es ist so, als habe die Natur hier frei und ungehindert gewaltet, nach ihrem Belieben schaffend, ohne Rücksicht auf das, was die Menschen wirtschaftlich und zweckmäßig nennen. Nicht vorsorglich, wie in Europa, ist hier das Nützliche mit dem Schönen gemischt, wird der Boden durch Flüsse und Regen gewässert, während in seinen Tiefen Erze und Kohlen den Bedürfnissen der Menschen dienen; hier wechseln nicht Gebirge und See, Wald und Felder ab. Nein, als ob es in der Absicht der Natur gelegen hätte, sich in Südafrika auszutoben und zu erholen von der Vernunft, die sie in anderen Erdteilen zeigt, hat sie ein Werk geschaffen, das alle menschliche Erwägung verspottet.

Über das ganze riesige Gebiet südlich des Zambesi, über ganz Südafrika, breitet sich, meist bis dicht an die Küste heranreichend, eine riesige Hochsteppe. All die Länder, die jetzt unter britischen Machtbereich gekommen sind, sind eine gewaltige, öde, wasserarme Steppe. Denn was bedeuten die fruchtbaren Landstriche im Süden der Kapkolonie, in Natal, im Basutoland im Vergleich zu den Flächen von Maschona-, Matabele- und Bechuanaland, — die jetzt zu dem Protektorat Rhodesien zusammengeschlossen sind — und zum Dranjefreistaat und zu Transvaal, das allein fast Frankreichs Größe erreicht? Sie bilden nur die Ausnahme zu der Regel: daß dieser ganze — Kontinent könnte man fast sagen — nie dichte Besiedlungen von Menschen beherbergen, nie seiner Größe entsprechende Mengen von Nahrungsmitteln erzeugen wird. Nur dem Viehzüchter, dem weite Flächen gehören, auf denen genügsames Vieh sich spärliche Nahrung suchen kann, bieten sich Ausichten auf Erfolg.

Tagelang fährt die Bahn von Osten nach Westen, von Beira nach Bulawayo, und tagelang wieder von Norden nach Süden, von den Victoriafällen nach Kapstadt, jedesmal tausende von Kilometern, ohne dem Reisenden ein

anderes Bild zu bieten, als eine unendliche Ebene, meist dürrig mit grauem Dornengestrüpp und einigen Grasbüschchen bestanden, teils auch von Felsblöcken und Steinen bedeckt.

Doch auch in dieser toten, gleichmäßigen Einförmigkeit hat die Natur ihre Laune walten lassen. Auch diesen Gegenden hat sie ihre Schönheiten nicht versagt. Sie gab diesen Steppen nicht nur die eigenartige Schönheit, die der unendlichen Fläche stets eigen ist, nicht nur das wundervolle Farbenspiel des Sonnenaufgangs und Untergangs, die klare und durchsichtige Luft der Hochsteppe. Sie unterbrach die Einsamkeit durch Schönheiten und Schaupiele, die keinen in der Welt nachstehen; sie überhäufte dieses äußerlich so arme Land mit den wertvollsten und seltensten Gütern, die sie überhaupt besitzt: mit Gold und Diamanten, Kohle, Kupfer und anderen Erzen. Sie bot dem Menschen jede Möglichkeit der Entwicklung. Je nach seinen Anlagen konnte er ein einsamer Viehzüchter, hartarbeitender Goldsucher, ein rücksichtsloser Spekulant werden, oder seine Gaben im Dienste seines Landes verwerten und seinen Blick schärfen, um Fragen zu erfassen und lösen zu helfen, die die ganze Menschheit angehen. Und — die letzte, aber nicht die geringste Gabe — sie verlieh dem Lande die Eigenschaft, daß weiße Menschen dauernd in ihm leben und sich heimisch fühlen können.

2. Die Victoriafälle

Drei Tage und drei Nächte fährt man von der Ostküste, fast die doppelte Zeit vom Süden, um die Zambesifälle zu erreichen. Keine Veränderung der Natur kündigt ihre Nähe, keine üppigere Vegetation; bis dicht heran reicht die ewige, graue Steppe. Nur das Donnern der Wasser, das Aufsteigen einer weißen Säule von Wasserstaub — der tönende Rauch, wie die Eingeborenen sagen —, weithin sichtbar und hörbar, deutet auf ihr Vorhandensein hin. Doch auch wenn man, wenige hundert Meter von ihnen entfernt, die kühne Eisenbahnbrücke überschreitet, die den Zug über den Zambesi und dann hinein in den Kongo führt, gewahrt man nicht mehr von ihnen, als einen dünnen Streifen. Eine hohe vorgeschobene Felskulisse versperrt die Aussicht. Es ist, als ob die Natur ein so wertvolles Gut besonders sorgsam versteckt hätte. Ganz dicht muß man an das Wasser herantreten, bald von dieser, bald von jener Seite vorpirschend, um allmählich einen Gesamteindruck von der Größe und Mächtigkeit dieses Weltwunders zu gewinnen. Dann erst begreift man, welche prachtvolle Verbindung die Natur hier geschaffen hat: einer der drei größten Fälle der Welt — denn 2 Kilometer ist der Zambesi breit, von Inseln und Klippen in viele Arme geteilt, und 150 Meter tief stürzt er sich hinab —, und ein gewaltiger, tiefer Cañon sind hier zu einem Ganzen verschmolzen. In einer engen, kaum 60 Meter breiten Schlucht werden die herabstürzenden Wasser des Flusses aufgefangen und senkrecht steigen auf der anderen Seite die Felsen wieder 150 Meter empor. Und unten im Cañon donnert und brodeln das Wasser und wirft Wolken feuchten Wasserstaubes empor, in den die Sonne

einen breiten Regenbogen zeichnet, und sucht den schmalen Ausweg, den ihm die Felswände lassen.

Noch herrscht hier der tiefe Friede, den Livingstone vorfand, als er vor fünfzig Jahren als erster Weißer die Zambesifälle sah; noch ist die Natur nicht entweiht durch Häuser und Hotelpaläste, durch die frechen Farben von Plakaten, den Lärm von heutelustigen Führern und Kutschern; noch zeigen keine Schornsteine, daß die Menschen die gewaltigen Kräfte der Natur umgeprägt haben in die kleine Münze, die sie brauchen. Aber wie lange wird es dauern, bis die Industrie — und zwar zunächst in ihrer abstoßenden Form, der Fremdenindustrie — sich dieses Kleinods bemächtigt haben wird, um es des schönsten Zaubers zu berauben, den es heute noch besitzt — seiner Unerührtheit?

3. Matoppo Hills

Nicht weit von den Fällen — nicht weit für afrikanische Raumbegriffe —, achtzehn Stunden Eisenbahnfahrt entfernt, liegt, in der Steppe versteckt, eine andere Stätte der Bewunderung, die Matoppo Hills; den gleichen tiefen Eindruck hinterlassend, wie jene, und doch wie verschieden! Dort Leben, Kraft, Wirken der Natur; hier Stille, Einsamkeit, Abgeschlossenheit.

Mitten in der kahlen Ebene des „Welbt“ liegen diese Hügelketten und doch, auch in der Nähe, kaum vom Himmel sich abzeichnend. Erst wenn die einzelnen Felsblöcke am Wege sich mehren und sich zu seltsamen Silhouetten türmen, wird man der Hügelandschaft gewahr, in der man sich plötzlich befindet. Langsam steigt man über steinigen Boden, und erklimmt den leichtgeschwungenen Rücken eines granitnen Hügels, auf dessen Gipfel einige kleinere Felsblöcke ruhen, wie von Riesenhand dorthin gewälzt. Von dort oben kann das Auge nach allen Richtungen schweifen, bis fort in weite Fernen. Doch wohin der Blick auch fällt, nirgends entdeckt er ein Zeichen von Pflanzenwuchs, oder die Spur von menschlichen Ansiedelungen. Ringsum nichts als Stein: einzelne Felsen, Berge, Gebirgszüge, Täler von Granit, mit starrer Klarheit auch in der Ferne sich abzeichnend unter den unbarmherzigen Strahlen der Sonne. Vollkommene Stille herrscht hier oben, kaum unterbrochen von dem schnellen Flug eines Vogels. Es ist, als hätte die Natur ein Symbol geschaffen; als hätte sie aus den unendlichen Ebenen Südafrikas, aus all den Felsen, all der Einsamkeit und Sonnenglut ein Wahrzeichen herauskristallisiert; als hätte sie den Sinn, die Eigenart, die einsame Größe des Landes zusammengefaßt in diese eine Landschaft.

Oben, auf dem Gipfel des Hügels, ist eine Bronzeplatte in den Felsen eingelassen, mit der Aufschrift: Here lie the remains of Cecil John Rhodes. Dies ist die Stelle, die sich der Gründer Südafrikas zu seiner Grabstätte ausgewählt hat. Nun ruht er mitten im Herzen des Landes, das seinem Herzen am nächsten gestanden hatte. Zwar hat er viel vollbracht in seinem Leben, schwebte viel als noch zu vollbringen seinem geistigen Auge vor: er hat die

Bereinigung des gewaltigen südafrikanischen Reichs unter britischem Zepher erkämpft; er hat die bedeutendsten industriellen Unternehmungen des Landes geleitet und neugeschaffen; er hat den britischen Imperialismus gefördert, wie kaum ein anderer; ihm schwebte eine britische Weltherrschaft im Bündnis mit Deutschland und Amerika vor. Aber sein Herz hing an den weiten Strecken Landes, das er allein für sein Vaterland erworben hatte und das jetzt seinen Namen trägt. Das war seine eigenste Schöpfung; um seine Erhaltung hat er oft genug gebangt und gekämpft. Hier in den Matoppo Hills hatte er Wochen langen Wartens und geduldigen Harrens verlebt, als er im Matabeleaufstand mit feindlichen Führern verhandelte und die Zukunft des Landes von dem Zustandekommen einer Verständigung abhing.

So ist auch die starre, tote Einsamkeit der Matoppo Hills durchgeistigt und belebt von dem Willen eines Menschen. Und gerade diese geistige Durchdringung der Natur durch den Geist eines großen Menschen, dieses Einswerden von Mensch und Natur, das ist der stärkste und dauerndste Eindruck, den die Matoppo Hills hinterlassen.

4. Kimberley und Cullinan

Die Debeers-Mine in Kimberley und die Premier-Mine in Cullinan bei Pretoria, wenige hundert Kilometer von einander entfernt, sind die einzigen Stellen in der Welt, wo die Diamanten im Großbetriebe des modernen Kapitalismus gefördert und verarbeitet werden. Hier sind Tausende von weißen Angestellten, Zehntausende von schwarzen Arbeitern, viele Millionen Kapital ausschließlich damit beschäftigt, jene kleinen weißen Steine zu fördern, die keinem anderen Zwecke dienen, als die Frau zu schmücken.

Beides hochentwickelte moderne Großbetriebe mit einem bis ins Feinste entwickelten Mechanismus. Aber beide von Grund auf verschieden in Entstehung und Entwicklung. Debeers ist der Krupp, Premier der Thyssen der Diamanten. Jenes ein Werk, das auf eine vierzigjährige Geschichte, eine stetige, große Weiterentwicklung zurückblickt; dieses kaum zehn Jahre alt und doch fertig, gewaltig — wie aus der Erde gewachsen.

Auch das Verfahren — der Produktionsprozeß bei beiden ist von Grund auf verschieden. Die Debeers-Minen dem modernen Steinkohlenbergwerk vergleichbar: Förderanlagen, Schächte, Stollen, Gänge, ausschließlich Untertagearbeit. Auf weiten Flächen wird dann das diamanthaltige Gestein, der Blueground, ein Jahr lang gelagert und, um es zu zersetzen, den Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Darauf wird es gewaschen und in ein System von immer enger werdenden Sieben gebracht, bis schließlich nur die feinkörnigen Überreste übrig bleiben, aus denen die Diamanten gelesen werden.

Ganz anders, noch eindrucksvoller, weil noch konzentrierter, die Premier-Mine. Hier wird nur im Tagebau gearbeitet, denn der Blueground steigt von über tausend Meter Tiefe bis zur Oberfläche empor. Ein riesiges Loch ist

gegraben worden: zwei Kilometer lang, einen Kilometer breit, hundert Meter tief. Unten schimmert der Grund blaugrau, scharf sich abhebend von dem rötlich-gelblichen Gestein der Seitenwände. Auf dem blau-grauen Boden wimmelt es, wie in einem Ameisenhaufen. Dort arbeiten achttausend Schwarze ununterbrochen, Tag und Nacht, wochentags und Sonntags; hauen das Gestein ab, beladen kleine Wagen damit, bringen sie an die Seilbahn. Und in unendlicher Reihe laufen diese Wagen den Berg hinauf, hinein in gewaltige Fabrikanlagen. Dort werden sie in Mörser entladen, die das Gestein in kleine Teile zermalmen. Noch einmal wird es zerkleinert, dann wieder durch Wasser über Siebe getrieben. So gehen in jedem Monat über eine Million dieser kleinen Wagen den Berg hinauf und werden verarbeitet; so schnell verarbeitet, daß die Diamanten, die am Morgen noch tief im Gestein geschlummert haben, schon am Nachmittag vom Sortierer in kleine Säckchen gepackt werden. Und dieses ganze, in sich abgeschlossene, aufs äußerste durchgebildete Verfahren mit all seinen verschiedenartigen Maschinen und Vorrichtungen ist in zehn Jahren geschaffen worden; geschaffen worden, obwohl nichts Ähnliches ihm als Vorbild dienen konnte, obwohl jedes Verfahren, jede Maschine neu erprobt werden mußte. Noch im Jahre 1902 ließ hier ein Bur sein Vieh zur Weide gehen und sich aus dem kümmerlichen Gras der Steppe seine Nahrung suchen.

Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß all dieses eines Tages verschwinden, überflüssig werden könnte: daß diese Werke, die, wie die Debeers-Minen, jetzt täglich für 400 000 Mark Werte schaffen, zum Stillstand verurteilt werden könnten. Es brauchte nur einem Gelehrten zu gelingen, den genügenden Druck zu erzeugen, um statt der winzigen Splitter, die er bis jetzt erzeugte, größere Diamanten aus der Kohle zu kristallisieren. Es brauchte nur der Mode, also der Gesamtheit der Frauen, zu gefallen, sich mit kleinen Muscheln oder mit Schwefelkies zu schmücken — und all das, was hier aus dem Nichts gezaubert worden ist, würde wieder in das Nichts versinken.

5. Der Rand

Die Gegend zwischen Kimberley und Johannesburg ist keineswegs erfreulicher als anderswo in Südafrika: womöglich noch flacher, trockener, reizloser als sonst. Man achtet kaum darauf, daß der Zug in einer kleinen Senkung — Tal kann man es nicht nennen — entlang fährt. Wenige Kilometer zur Rechten und zur Linken hebt sich das Gelände wieder zu flachen Hügeln. Erst wenn man aus der Erde unvermittelt hier und da steile, vielleicht 20 Meter hohe Hügel aus blendend weißem Gestein emporsteigen sieht, daneben langgestreckte Fabrikanlagen mit Fördereschächten und rauchenden Schornsteinen, dann durchzuckt den Reisenden das Gefühl: jetzt sind wir im Lande des Goldes.

In der Tat: unter dieser nüchternen, kahlen Oberfläche birgt die Erde die reichsten Goldvorräte, die bisher gefunden worden sind. Mitten durch die unfruchtbare Ebene zieht sich ein hundert Kilometer langer, wenige tausend Meter

breiter Streifen, der das goldhaltige Quarz birgt: der Witwatersrand oder kurzweg Rand genannt.

Aber diesem Land fehlt der Schimmer von Romantik und Abenteuern, der sonst die Goldländer umstrahlt. Nüchtern, wie das Land, ist auch der Betrieb. Das Gold wird nicht gefunden, es wird gewonnen. Hier findet kein Goldsucher nach unsäglichen Anstrengungen den Goldklumpen, der ihn mit einem Schläge zum reichen Manne macht; hier werden keine blutigen Kämpfe gefochten um Claims und goldhaltige Stellen. Hier herrscht der kühlrechnende Kaufmann; hier arbeitet das Großkapital international und unpersönlich, mit allen Mitteln der Technik, die ihm zu Gebote stehen. Denn das Gold zeigt sich hier nicht, launisch wie die Glücksgöttin, an der einen Stelle in überreichen Adern, wenige Schritte davon wieder verschwindend. Es sitzt, dem unbewaffneten Auge unsichtbar, aber gleichmäßig verteilt und immer vorhanden, im Quarzgestein. Nun braucht der Geologe nur die Mächtigkeit dieser Quarzadern zu berechnen, der Techniker die Schächte zu bauen, aus denen das Gestein herausgeholt wird und die Mörser, in denen es zu weißem Mehl verstampft wird; der Chemiker die Säuren zu bereiten, die das Gold aus jenem Staub herausziehen; und der Kaufmann kann sich seinen Gewinn kalkulieren.

So zieht sich zu beiden Seiten der Bahn eine Goldmine neben der anderen hin: Schornsteine, Fabriken, Berge weißen, gemahlene Quarzes, Wellblechhäuser Maultiergespanne. Als ob man zwischen Düsseldorf und Bochum durch Kohlenzechen und Hochöfen führe. Alles nüchtern und arbeitsam.

Wenn man wirklich Romantik sucht, so würde man sie eher noch in Johannesburg finden. Auch hier nicht die Romantik der westamerikanischen Minenstadt mit Spielhöhlen und Branntweinspelunken, Goldsuchern mit Revolvern und breitrandigen Hüten. Denn Johannesburg ist eine moderne Großstadt mit allem Komfort, Warenhäusern, feinen Hotels und Villenviertel. Aber die Romantik der ganz modernen Stadt, die jetzt hundertundzwanzigtausend weiße Einwohner beherbergt, wo vor dreißig Jahren kaum ein Haus stand, hat es sich doch noch bewahrt; noch hat es die Romantik der Stadt, die noch nicht in sich gefestigt ist und keine Vergangenheit hat; die Romantik der Stadt, in der Zehntausende nach dem Glück jagen, ihr ganzes Hab und Gut in dem Feu des Börsenspiels anlegen; in der der eine zur Höhe der reichsten Männer der Erde emporsteigt, der andere seines Geldes beraubt wird und wieder zur Arbeit seiner Hände greifen muß, um sein tägliches Brot zu verdienen.

6. Kapstadt

Alles, was die Natur in Südafrika an Lieblichkeit der Landschaft, Fruchtbarkeit des Bodens übrig hatte, scheint sie auf Kapstadt vereinigt zu haben. Hier hat sie einen der schönsten Häfen der Welt geschaffen: das mächtige, einfache Massiv des beherrschenden Tafelberges, eingerahmt von den bizarren Linien kleinerer, steiler Berge. Zu ihren Füßen brandet das Meer und wirft seine

Wellen gegen die Felsblöcke, die den weißen Strand all der vielen kleinen Buchten unterbrechen. Und an den Hängen zwischen Meer und Berg zieht sich die Stadt, mit all ihren Vororten und tausenden von kleinen Häuschen, die von Gärten umgeben sind mit grünem Rasen, vielerlei Blumen und seltenen Bäumen.

Eine Vergangenheit mehrerer Jahrhunderte kolonialer Geschichte durchgeistigt die Stadt, die jetzt noch in frischem Leben blüht. So entgeht sie dem Schicksal, das sonst europäische Kolonialstädte ihres Reizes beraubt: entweder eine glorreiche Vergangenheit zu haben, aber in einer schläfrigen und tatenlosen Gegenwart zu leben — wie die portugiesischen oder spanischen Kolonien —, oder in einer geschäftigen, nüchternen Gegenwart zu leben, ohne von den Erinnerungen an Geschichte und Tradition getragen zu sein, wie die amerikanischen und australischen.

Kapstadt hält die Mitte zwischen beiden: die zweihundert Jahre holländischer Herrschaft haben sich der Stadt tief eingepägt. Schlichte, schmucklose Gebäude, einfache Kirchen, Alleen alter schöner Eichen geben der Stadt ihr Gepräge. Ihre Lage als Ausfahrhafen eines großen, blühenden Landes, ihre Verbindungen nach Südamerika und Australien sind die Grundlagen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Blüte.

Wer das Hinterland von Kapstadt durchstreift, der glaubt in die Alpen versetzt zu sein; aber nicht Alpen, wo ein Berg sich drohend und beengend neben den anderen erhebt. Zwar sind auch hier Gebirgszüge, vielgestaltig mit steilen Gipfeln und felsigen Hängen. Aber zwischen ihnen dehnen sich weite, fruchtbare Täler — fast schon Ebenen —, von Flüssen durchströmt, mit fruchtbarem Boden. Hier gedeiht Wein und kostbares Obst, das im Winter auf den Tischen Londons prangt, Weizen und Gerste. Zwischen hohen Bäumen versteckt liegen die weißen Farmen holländischer und deutscher Bauern, die schon seit vielen Generationen dieses Land bestellen.

So mag sich dem, der, von Europa kommend, all diesen Reichtum zum ersten Male sieht, wohl der Traum des alten Europas hier zu erfüllen scheinen; als sei ein neuer Weltteil gefunden, der all den Überschuß von Menschen und Kraft aufzunehmen und ihn reichlich zu ernähren vermöge. Bis ihn dann die ewige Steppe jenseits der hohen Berge belehrt, daß er auch hier europäische Lebensbedingungen nicht wiederfinden wird.

7. Die Menschen

Es ist natürlich, daß ein Land von so eigenartigem Gepräge, mit einer so langen Vergangenheit kolonialer Geschichte einen tiefen Einfluß ausgeübt hat auf die Menschen, die es bewohnen. Nur geringes Interesse vermögen — von diesem Standpunkte aus — die Engländer zu erwecken; erst vor einem Jahrhundert eingedrungen, sind sie, wie überall draußen, nur von dem Wunsche befeelt, wenig von dem Lande anzunehmen, in dem sie wohnen — was die

ideellen Werte betrifft — und um sich herum die Lebensbedingungen ihrer Heimat zu schaffen.

Außer Betracht sollen auch die Eingeborenen bleiben, denn auch sie zeigen dem Beobachter keine diesem Lande allein charakteristischen Züge; soviel Interesse auch die tapferen Kämpfe dieser kriegerischen Stämme — mit ihrer höheren und strafferen Organisation, als sonstwo in Afrika — zu erwecken vermögen, soviel Teilnahme man auch ihrem Schicksal entgegenbringen vermag: ihrer Waffen und so ihrer Mannhaftigkeit beraubt, müssen sie Arbeit leisten, deren Lohn sie zu ihrem Leben nicht brauchen; und zwar Arbeit, die ihrer Natur nicht zusagt, tief unter der Erde von Lungenkrankheiten und steter Gefahr bedroht; über der Erde sind sie für Monate ihrer Bewegungsfreiheit beraubt.

Das eigentliche Produkt dieses Landes, umgemodelt in ihrem Charakter, beeinflusst in ihrem Wesen durch sein Klima, seine Landschaft, die Beschäftigung, die es ihnen aufzwingt, sind die Abkömmlinge jener alten holländischen Ansiedler, die Buren. Ihre Geschichte ist die des Landes gewesen, sie haben es erobert, bestedelt und sind nun untrennbar mit ihm verwachsen. Sie zogen in die Steppe und lebten von dem Vieh, das sich seine Nahrung selbst suchte; jagten das Wild und bekriegten die Eingeborenen; lebten in der Einsamkeit und liebten sie. Nur das notwendigste lockere Gefüge staatlicher Gemeinschaft hielt sie zusammen. Denn sie haßten das enge Zusammenleben und jeglichen Zwang. Mit eiserner Zähigkeit hingen sie an ihrer Sprache und Religion. Der materielle Fortschritt anderer Weltteile, die Gaben der Zivilisation ließen sie unberührt. Sie wollten sich nicht bereichern, wollten nicht andere von ihrem Besitz verdrängen. Sie wollten nur eins: ihre Freiheit und ihre Einsamkeit.

Es ist ein tragisches Geschick, daß ihnen auch dieser bescheidenste, negativste aller Wünsche nicht erfüllt wurde. Die Engländer verdrängten die Holländer aus der Kapkolonie und begannen auf ihre Art, das Land zu zivilisieren. Als ihnen ihre Sprache genommen, ihre Freiheit beschränkt werden sollte, da verließen die Buren ihre alten Heimstätten und zogen hinauf nach Norden in wildes, unbekanntes Land. Nur ihre Freiheit und nationale Eigenart wollten sie behalten. Wieder bestedelten sie das Land und wurden heimisch in ihm, und wieder folgten ihnen die Engländer. Aber es gelang ihnen, durch Unterhandlungen und tapfere Kämpfe ihre Selbständigkeit zu bewahren.

Da entdeckte man in ihren dürren Steppen riesige Goldfelder. Was anderen Völkern als eine Himmelsgabe erschienen wäre, war ihnen ein Greuel. Es brachte fremde Menschen in ihre einsame Steppe, stellte sie vor alle Probleme des modernen Staates und Kapitalismus. Vergeblich versuchten sie sich gegen die neue Zeit zu stemmen und die Entwicklung aufzuhalten. Auch jetzt noch waren sie bereit, sich mit dem neuen Geiste der Zeit auseinanderzusetzen, indem sie vor ihm zurückwichen. Wieder wollten sie ihr Hab und Gut, Weib und Kind auf ihre Ochsenwagen laden und wieder hinausziehen in das unbekannte Land im Norden.

Aber nun war es zu spät; von allen Seiten hatten die Engländer sie eingeschlossen. Es war ihnen nicht einmal mehr erlaubt, ihr Hab und Gut den Fremden zu überlassen. Im Norden umflammerte sie die gewaltige Schöpfung Cecil Rhodes'; im Westen war ihnen der Eintritt in die Wüste des Bechuanalands verwehrt durch die listigen Verträge, die die Engländer mit den eingeborenen Häuptlingen geschlossen hatten. Im Osten versperren Natal und die portugiesische Kolonie das Vordringen. So waren sie vor die Wahl gestellt, den Forderungen der Fremden nachgebend auf ihre nationalen Eigenschaften zu verzichten oder mit einem gewaltigen Weltreich zu kämpfen. Sie wählten das Tapferere. Sie wurden geschlagen, mußten geschlagen werden nicht nur wegen der ungeheuren Zahlenübermacht, sondern auch wegen der Eigenschaften ihres Charakters: Selbständigkeit, die in Ungehorsam ausartete; Vorsicht, die sie den Sieg nicht ausnutzen ließ.

Jetzt haben die siegreichen Engländer die Buren ihrem Weltreich als ein neues Glied einfügen wollen. Es wäre eine seltsame Rache, wenn die Besiegten den Sieger mit den friedlichen Mitteln der Verfassung, die ihnen in die Hand gegeben sind, unterjochten und sich so ihre Selbständigkeit und Freiheit sicherten, um die sie so lange mit den Waffen gekämpft haben.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zwölfte Fortsetzung)

12.

Außer den alten, nichtfrommen Jungfern, die bei den Geschwistern Holtner das Gnadenbrot haben, ist niemand im Hause. Sie sitzen im Garten, der hinterm Hause liegt und warm und sonnig ist, in dem kein Wind pfauchen und die alten Weiblein ärgern kann, weil ringsum die nachbarlichen Scheuern mit den hohen, eingesattelten Dächern stehen. Sie hocken nah und dicht beisammen, denn ihre ausgetrockneten Pergamentleiberchen können viel Wärme brauchen. „'s Holtners drei Hugelcher“ heißen sie im ganzen Dorfe. Sie sind sehr verwundert, als sie Karl in den Pferdestall gehen sehen, denn sonst kommt doch der Karl immer erst um halb neun Uhr heim an den Sonntagabenden. Sie winken und rufen und werfen die dünnen Altweibleinsärmchen in die Höhe: Hähla, hähla, der Karl solle einmal herkommen. Die dünnen Stimmchen zirpen und quietschen, fast hört es sich an, als gäckerten ein paar Hühner.